

indigene Bevölkerungen müssten „befriedet“ werden, kritisiert er. Diamond füge, meint Corry, seine Stimme zum sehr einflussreichen Sektor der amerikanischen Hochschulen hinzu, die sich bemühten, überholte Karikaturen indigener Völker wieder aufzuwerten.

Der Autor selbst sieht die Sache pragmatisch: „Wir sollten das Schlechte aus den traditionellen Gesellschaften bleiben lassen, also nicht die alten Menschen aussetzen oder Babys umbringen, wenn sie behindert sind, und nicht ständig Krieg führen. Andererseits sollten wir nachahmen, was von Wert ist. Wir sollten einfach sehen, was sinnvoll ist.“ Lernen können wir von traditionellen Gesellschaften seiner Meinung nach zum Beispiel, am Esstisch kein Salz auf die Lebensmittel zu streuen. Fast im gleichen Atemzug genannt mit dem Erdrosseln von Witwen,

das wir erfreulicherweise los seien, klingt das allerdings eher makaber.

Eine glückliche Hand hatte der Verfasser des Bestsellers „Kollaps – warum Gesellschaften überleben oder untergehen“ beim Formulieren dieses Buches an vielen Stellen wirklich nicht. Dennoch: Vielleicht sollte man es einfach unaufgeregt als Vermächtnis eines westlichen Anthropologen lesen, der 50 Forscherjahre lang zwischen zwei sehr unterschiedlichen Gesellschaftsformen hin und her gependelt ist und nun versucht, die Vor- und Nachteile beider zu beschreiben.

Er selbst sieht die westliche Zivilisation dabei nicht in jeder Hinsicht als überlegen an. Diamond in einem Interview: „Eine rutschige Dusche kann gefährlicher sein als der Dschungel – das ist eines der Dinge, die ich gelernt habe.“

Anja Ruf

Umkämpfte Identitäten

Konflikte zwischen ethnischen Gruppen um Land und Rechte der politischen Beteiligung sind in Subsahara-Afrika allgegenwärtig. Morten Boas und Kevin Dunn untersuchen das Phänomen anhand der Diskussion über Autochthonie, der Zugehörigkeit zur Gruppe der „ursprünglichen“ Bewohner eines Gebietes.

An vier Fallbeispielen – Liberia, der Demokratischen Republik Kongo (DRC), Kenia und der Côte d'Ivoire – zeigen sie, wie tief die Rede vom „Sohn des Bodens“ (dem „ursprünglichen“ Siedler, der sich vom Zuwanderer verdrängt sieht) mit den Konflikt dynamiken der jeweiligen Staaten verbunden ist. Dabei geht es den Autoren nicht um die Frage, ob die Erzählungen zutreffend sind. Sie begreifen diese vielmehr als bewusste Strategie, nicht selten angewendet von traditionellen Führern, um sich in lokalen Machtkämpfen in Stellung zu bringen.

Mehrfach heben die Autoren hervor, dass der Kolonialismus wandelbare Identitäten verfestigt und festgeschrieben hat, weil er Selbst- und Fremdzuschreibungen der ethnischen Zugehörigkeit mit Territorien verbunden hat. Bekanntestes Beispiel ist wohl die „Hamiten“-Hypothese, die im Osten der DRC eine herausragende Rolle spielt. Sie besagt, dass die Bantu-Bevölkerung die ursprünglichen Siedler in Zentralafrika waren und andere Ethnien wie etwa die Tutsi und Hima zugewandert seien. Ihre ganze zerstörerische Kraft entfaltete die „Hamiten“-Hypothese im Konflikt zwischen Hutu und Tutsi in Ruanda und im Osten der Demokratischen Republik Kongo, der im Jahre 1994 schließlich im Genozid an den Tutsi seinen grausigen Höhepunkt fand. Auch heute noch haben die Tutsi und verwandte Ethnien in den kongolesischen Kivu-Provinzen unter dem Status des Zuwanderers beziehungsweise Eroberers zu leiden.

Im Diskurs um Autochthonie entdecken Boas und Dunn eine Melancholie, eine Sehnsucht nach

einer vermeintlich „guten alten Zeit“. Er bietet der lokalen Bevölkerung, die mit ihrem zunehmend schwierigen Alltag klarzukommen versuche, eine „Politik des Erinnerns, die es möglich macht, den beschwerlichen Umständen einen Sinn zu geben“, schreiben sie im theoretischen Kapitel ihres Buches. Die Bedeutung von Land und dessen Verteilung sollte dabei nicht unterschätzt werden. Schließlich ist der Kontinent weiterhin agrarisch geprägt. Das zeigen alle vier Fallbeispiele. Ob auf den Kakaoplantagen der Côte d'Ivoire, dem Hochland im Osten der Demokratischen Republik Kongo oder im kenianischen Rift Valley: Ein halbwegs gesichertes Auskommen ist in hohem Maße abhängig vom Zugang zu fruchtbarem Boden.

Der Band bringt eine willkommene und notwendige Erweiterung der Diskussion über die Ursachen von Konflikten auf dem afrikanischen Kontinent. Engagiert weisen die Autoren monokausale Erklärungen für Gewalt und Krieg zurück und plädieren für einen differenzierten Ansatz, der sich an den lokalen Gegebenheiten orientiert. Welche Bedeutung dabei die Politik der Autochthonie hat, lässt sich wohl daran messen, dass sich leicht andere Fallbeispiele – innerhalb und außerhalb Afrikas – finden lassen, die sich in ihre Argumentation einfügen ließen.

In abschließenden Empfehlungen für die Politik und die Entwicklungszusammenarbeit weisen Boas und Dunn unter anderem darauf hin, dass der Staat den meisten Bürgern in den vier Ländern als Hauptquelle der Unsicherheit gilt. Dennoch setze die internationale Diplomatie auf eine unkritische Stärkung des Staates, kritisieren sie. Die vorherrschenden Strategien der Konfliktlösung und des Wiederaufbaus könnten Situationen verschärfen, in denen „autochthone Gewalt am Werke ist“, warnen die Autoren.

Ruben Eberlein



Morten Boas, Kevin Dunn
Politics of Origin in Africa. Autochthony, Citizenship and Conflict
 Zed Books, London/New York 2013
 149 Seiten, ca. 26,50 Euro